

**Der hl. Gertrud der Großen Gesandter der göttlichen Liebe.** Nach der Ausgabe der Benediktiner von Solesmes von Johann Weißbrodt. 4. und 5. Auflage. Herder, Freiburg i. Br. 1916. XVIII und 624 S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß ein Werk wie die Schrift der heiligen Cisterzienserin Gertrud von Helfta sich immer mehr Bahn bricht; ist doch „der Gesandte der göttlichen Liebe“ eine der schönsten und herrlichsten Perlen mittelalterlicher Mystik. Wie das verborgene Blüten der Wunderblume in den stillen Klostermauern des Konventes von Helsepede, so ist auch ihre Schrift von eigenartiger Schönheit. Ein zarter Hauch tiefer Gottinnigkeit weht aus ihren Zeilen, in welchen die feinfühlende, reichbegnadete Cisterzienserin das hohe Lied von der großen, allumfassenden Liebe Gottes zu den Menschen singt. Lieblich wie feierliches Glockengeläute, das an frühem Sonntagmorgen in vollen Akkorden über die weite Gottesau dahinzieht, ertönt aus ihr der Hochgesang des göttlichen Herzens Jesu und, leise verklingend, zittert er nach in den Saiten der lauschenden Seele. Mit Recht hat man St. Gertrud die erste Sängerin des göttlichen Herzens Jesu genannt. — In einer trefflichen Einleitung entwirft zu diesem vorzüglichen Band von »Herders aszetischer Bibliothek« P. Anselm Manser aus Beuron mit liebevoller Hand „St. Gertruds Leben im Abriß“ und mit kurzen Strichen orientiert er über den Geist und Zweck des „Gesandten“. Vor allem betont er dessen unvergänglichen Vorzug, indem er ihn als „eine mystische Auslegung vieler Teile der lateinischen Liturgie und einen beschaulichen Führer durchs Kirchenjahr“ charakterisiert, von dem man lernen könne, die heilige Liturgie für das Seelenleben fruchtbar zu machen, weshalb er ihm in Zeiten liturgischen Aufschwunges die Erfüllung einer besonderen Aufgabe zuschreibt (S. 15). Unter anderem bezeichnet er den „Gesandten“ als ein ernstes, gründliches Trostbuch, dessen Worte, aus dem Leben geschöpft, auch heute ihre Kraft nicht verloren haben. Für eine künftige Neuauflage (die 3. Auflage ist in den Studien 1911 S. 357 f besprochen) möchten wir wünschen, daß P. A. Manser auch eine Bemerkung über die Beurteilung der Offenbarungen des „Gesandten“ einfließen lasse. Im Interesse der Leser, namentlich der Leserinnen, würden wir dies dankbar begrüßen.

Marienstein.

P. Gilbert Wellstein.

**Die Baukunst der Cisterzienser.** Von Hans Rose. Mit 88 Abbildungen und 4 Tafeln. Lex. 8<sup>o</sup>. 144 S. Verlag F. Bruckmann, München 1916. 6.— M!

Der Verfasser vorliegender Arbeit stellt sich „auf den Standpunkt, daß die Bauregel der Cisterzienser durchaus das retardierende, keineswegs das schaffende Moment, in der Ordensbaukunst ist und diese leichter aufzufassen sei als eine bestimmte Phase der burgundischen Frühgotik, für deren Eigenart der Ordensgeist in zweiter Linie verantwortlich ist“ (S. 1). Er hält die Deutung eines bestimmten Bautypus als des ausschließlich cisterziensischen für eine Willkürlichkeit und möchte ihre Kunst verstehen: „als das besondere Erzeugnis Burgunds, dessen Frühgotik im 12. Jahrhundert allein von den Cisterziensermönchen gestaltet und dann als kanonische Ordens-Baukunst von der Weiterentwicklung zur Hochgotik ausgeschlossen wird“ (S. 6). Demzufolge sucht er „die Baukunst der Cisterzienser anzuknüpfen an eine spezifisch burgundische Baugesinnung, die sich im Laufe des 12. Jahrhunderts auseinanderzusetzen hat mit dem ihr wesensfremden nordfranzösischen Baugedanken, mit den Aufgaben der Gotik, deren Aktualität als Zeitstil auch die burgundischen Gebiete in Mitleidenschaft zieht“ (Ebd.). Dieser Gedanke, der allzusehr auf aprioristischen Voraussetzungen basiert, ist nicht neu und hat vieles für sich, aber trotzdem läßt sich ein